

Neuerscheinungen: Besprechungen und Hinweise

I Im Blickpunkt

Grausame Bilder

Mike Friedrichsen, Gerhard Vowe (Hg.):

Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien, Fakten und Analysen

Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, 418 S., ISBN 3-531-12768-3, DM 69,-

Ein Ende der „Gewalt-in-den-Medien“-Debatte ist nicht in Sicht: Zum einen sollen es bereits rund 5000 Studien weltweit sein, die den vermeintlichen Wirkungen medial vermittelter Gewalt nachspüren, zum anderen findet in schöner Regelmäßigkeit die Diskussion um ‘gewalthaltige Medieninhalte’ und ihre Folgen den Weg in die Feuilletons, und zahlreiche ‘Experten’ reisen auf dem ‘Gewalt-Ticket’ durch die Fernsehstudios. Dem Aufwand und Ausmaß der wissenschaftlichen Anstrengungen und den feuilletonistischen Aufregetheiten zum Trotz tritt die Diskussion indes zäh auf der Stelle. Erfreulich also, wenn die vorliegende Publikation von Friedrichsen und Vowe verspricht: „In diesem Sammelband werden [...] von Experten aus verschiedenen Disziplinen solide Fakten, plausible Erklärungen und diskursfähige Bewertungen präsentiert. Ziel ist es, jenseits von Allmachts- und Ohnmachtsthesen eine differenzierte Antwort auf die Frage nach der Wirkung von Medien zu finden.“ (Klappentext)

Leider, das sei vorausgeschickt, wird der Band den selbstgesteckten Zielen nur bedingt gerecht. Die Ähnlichkeit der Ansätze und Überlegungen gerät dem Vorhaben alsbald zum Problem: Hauptzuträger auch dieser Publikation zum Thema bleibt die empirisch arbeitende Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, wengleich auch Pädagogen, Jugendpsychologen, Medienwissenschaftler und gar ein Jurist [!] zu Wort kommen. Es fehlen indes wichtige Vertreter von Disziplinen und Positionen, die diese ‘Familienbande’ und Zitationskreise wirksam aufbrechen könnten – aus der Medienpädagogik seien hier vor allem Rogge, Bachmair, Charlton und Neumann genannt, die in der Vergangenheit zur Differenzierung und Versachlichung der Argumentation wesentlich beigetragen haben. Der weitgespannte Bereich der Text- oder Diskursanalyse klingt allenfalls vereinzelt an (vgl. dazu vor allem die Beiträge von Mikos und Wulff); historisch-soziologische oder kulturwissenschaftliche Ansätze etwa zur Geschichte und Phänomenologie der Gewalt (und ihrer medialen Repräsentationen) sucht der Leser vergeblich.

Zum Grundproblem des Bandes wird denn auch das hartnäckige Festhalten der Kommunikationswissenschaft am Wirkungspostulat. Hasebrink formuliert

in seinem Beitrag: „Die Kombination der Begriffe ‘Fernsehen’ und ‘Gewalt’ entwickelt einen fast unwiderstehlichen Sog, der das Denken auf die Frage zieht, welche negativen Wirkungen Gewaltdarstellungen im Fernsehen haben. Die Thematik ist in der öffentlichen Diskussion so emotional und moralisch durchtränkt, daß wissenschaftliche Versuche, die Fragestellung ausdifferenzieren, Schwierigkeiten haben, Gehör zu finden – letztlich interessiert doch immer nur die Frage, welche schädlichen Wirkungen Gewalt denn nun habe“ (S.194; vgl. dazu auch den Beitrag von Kunczik). Dieses Problem betrifft nicht allein die öffentliche Diskussion: Selbst in den hier versammelten Texten, die eine Abkehr von den populären Zuschreibungen eindringlich fordern, finden die solcherart bekämpften „Alltagstheorien“ dann doch häufig Eingang in die Argumentation und untergraben die Versuche, das Verhältnis von Medien und Gewalt jenseits simpler Ursache-Wirkungsmodelle zu denken. So beklagt Kübler in seinem Beitrag den „semiotischen Positivismus“ der Kommunikationswissenschaft (S.81), die die Grenze zwischen realer Gewalt und ihren medialen Repräsentationen nicht zu ziehen verstehe, sowie die Vernachlässigung der unterschiedlichen „Gattungs- und Handlungskontexte“ (S.83 und passim), in denen Gewalt aufträte, verfällt dann jedoch selbst in eine ähnliche Argumentation, wenn er die (populäre) These von der immer schwierigeren Unterscheidbarkeit von „tatsächlichen“ und „inszenierten Realitäten“ vertritt (S.82) oder aber das umstrittene „Reality TV“ als eines der gewalttätigsten Genres des Fernsehens bezeichnet und dabei die lehrhafte Intention dieses Sendungstyps unbeachtet läßt.

Der Band zeichnet so auch das Bild einer Wissenschaft, die nach Neubestimmung ihrer theoretischen Positionen und Methoden sucht, sich dabei jedoch nicht von den eigenen Forschungstraditionen zu lösen vermag und zudem unter einem enormen Legitimationsdruck durch die öffentliche Meinung (und auftraggebenden Institutionen!) steht. Von den Beiträgen aus den Reihen der Kommunikationswissenschaft sei daher der von Kunczik empfohlen, der die Ergebnisse der bisherigen Diskussion konzise zusammenfaßt und scharfe Kritik an den immergleichen Fragestellungen und methodischen Schwächen der eigenen Zunft formuliert: Die „Leichenzählerei“ auch neuester Studien sei, so Kunczik, „kein Zeichen für einen reifen Zweig der Wissenschaft“ (S.141). An diesem Punkt der Kritik setzt auch der Aufsatz von Schabedoth an, der die vielstrapazierte Methode der „Inhaltsanalyse“ kritisch hinterfragt. In „methodologischer Unkenntnis“ werde, so die Autorin, in vielen der als „Inhaltsanalysen“ ausgegebenen Forschungen ein unzulässiger „Methoden-Mix“ (S.394) betrieben, indem von Inhaltscharakteristika auf wie auch immer geartete „Wirkungen“ geschlossen werde (ähnliche Einwände finden sich auch in den Beiträgen von Gleich, Kübler und Friedrichsen/Jenzowsky). Schabedoth fordert ein methodisches Umdenken in Form einer „Einbeziehung kognitionspsychologischer Befunde auf der einen und filmwissenschaftlicher Theorieangebote sowie allgemein kulturtheoretischer

Ansätze auf der anderen Seite“ (S.396). Ein (nicht ganz neuer) Vorschlag, der Beachtung finden sollte.

Aus dem Rahmen des Bandes ragen die wenigen Beiträge heraus, die sich für einen anderen methodischen Zugriff auf den Gegenstand entscheiden: Hasebrink fragt nach den tatsächlichen Nutzungspräferenzen der Fernsehzuschauer und kann mit seinen „Detailauswertungen telemetrischer Nutzungsdaten“ (sprich: Auswertung von GfK-Daten) nachweisen, daß die Zuschauer (entgegen landläufiger Unterstellungen) keinesfalls Gewalt und Action bevorzugen. Der Jugendsoziologe Mansel plädiert für eine differenziertere Redeweise von 'Gewalt', warnt vor der blinden Übernahme vermeintlich valider Daten aus der Kriminalstatistik und schlägt eine verstehende, die Orientierungen von Jugendlichen ernst nehmende Untersuchung sogenannter „Problemverhaltensweisen“ vor (zugleich ein Aufsatz, der die Gesellschaft als Ort von Zwängen und damit Gewalt überhaupt noch thematisiert). Und der Familientherapeut Stafski gelangt in einem unaufgeregten argumentierenden Beitrag auf der Grundlage von Fallstudien aus seiner eigenen Praxis zu an konkreten lebensweltlichen Erfahrungsmustern orientierten Aussagen über die Bedeutung und individualpsychologische Funktion unterschiedlicher medialer Angebote. Der Aufsatz von Mikos zur Rezeption von Action- und Horrorfilmen rückt ebenfalls die spezifischen kommunikativen Angebote der Medientexte in den Mittelpunkt der Untersuchung. Allerdings treffen die so gewonnenen Aussagen häufig auf fiktionale Formen generell zu und verlieren den spezifischen Gegenstand streckenweise aus den Augen, so im Referat über „mögliche Welten“, über „Probearbeiten“, über „Intertextualität“ oder zum „viewing contract“ (S.173f und passim). Filme werden von Mikos genommen als „symbolische Objektivation kollektiver Ängste“, jedoch bleibt der Erklärungswert dieser These fraglich, wenn wie folgt erläutert wird: „Die neueren, harten Actionfilme aus Hongkong wie *The Killer* sind symbolischer Ausdruck der zugespitzten Endzeitstimmung in der Stadt kurz vor der Rückgabe an China.“ (S.185) Schon möglich. Aber wie vermag eine solche These die verschiedenen, komplexen Sinnangebote des Films und die vielfältigen Deutungsmuster seiner Zuschauer zu erschließen? Dieser Frage müßten nun genaue Einzeltextanalysen und darauf bezogene Rezipientenstudien nachgehen.

Wulff liefert in seinem als „Polemik“ betitelten Beitrag den für die Theorie der Mediengewalt und die Methoden ihrer Erforschung sicherlich folgenreichsten Beitrag, fordert der Autor doch eine im Rahmen einer „Wissenssoziologie der Film- und Fernsehwissenschaft“ (S.381) radikale Umkehrung der Perspektive: „Fünfzig Jahre Behaviorismus, Kommunikationswissenschaft und hermeneutische Schlichtheit tun ihr Werk: Wir sind so daran gewöhnt, an die Dinge in Rede zu denken, daß wir übersehen, daß sie 'in Rede' stehen und damit ihren Charakter verändern“ (S.383). Wulff plädiert daher für die Anfertigung von „Sekundäranalysen“ (S.390), denen es nicht länger um 'die Gewalt' in der Rea-

lität geht, sondern die die Zuschreibungen von 'Gewalt' als Ergebnis von Interpretationsleistungen untersuchen. Interpretationen aber sind bekanntlich keine wertneutralen Konstrukte, sondern entstehen in einem gesellschaftlichen, kulturellen, mithin ideologischen Kontext. Zu fragen wäre demnach: Worüber verständigigen wir uns eigentlich, wenn von 'Gewalt' die Rede ist? Und: Welchen (kommunikativen, kulturellen, politischen) Zwecken dient die Debatte über 'Gewalt'?

Als Manko der vorliegenden Veröffentlichung festzuhalten ist die spürbare Abwesenheit redaktioneller Einflußnahme: Viele der Beiträge überlappen sich inhaltlich (mehrfach werden beispielsweise die Ergebnisse der letzten großen empirischen Studien zu „Gewalt in den Medien“ von Groebel, Merten und Krüger sowie die bekannten kritischen Einwände dagegen langatmig referiert); aber auch innerhalb der einzelnen Aufsätze finden sich z. T. wortwörtliche Wiederholungen argumentativer Versatzstücke, es treten Widersprüche auf, manche Texte sind von geradezu mäanderhaftem Wesen, und eine zentrale These läßt sich nicht immer finden. Zuweilen geraten einzelne Texte gar unfreiwillig komisch, eine Kostprobe aus dem Beitrag von Brosius und Esser: „In vielen Fällen fehlen den Rezipienten Mittel, um Nachahmungstaten zu begehen. Die Nachahmung ist also eingeschränkt, wenn die gezeigten Gewalttaten an nicht erreichbaren Orten (z. B. Wilder Westen), mit nicht zur Verfügung stehenden Waffen (z. B. Maschinengewehren) oder in selten vorkommenden Situationen (z. B. beim klassischen Western-Duell) spielen.“ (S.240) Aha. Dem Band gut getan hätte eine deutlichere Perspektivierung der Beiträge sowie ein Verzicht auf thematisch eher randständige (Ralf Vollbracht über jugendkulturelle Szenen) bis überflüssige Arbeiten (Wolfram Schulz zur Akzeptanz politischer Gewalt im europäischen Vergleich). Der Sammelband von Friedrichsen und Vowe leistet aber durchaus einen Überblick über die Positionen, Postulate und Methoden vor allem der empirisch orientierten „Gewalt-in-den-Medien“-Forschung, 'state of the art' eben. Dieser Befund ist es letztlich, der so traurig stimmt.

Britta Hartmann (Berlin)